

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 22. Januar 1915

## Ein Stimmungsbild aus Deutschland.

Von Wilhelm Kaufmann.

Dresden, 2. Dezember 1914.

In den fünfzig Kriegsmoat hien wir nun hinein und zwar frohen Mutes, reinen Gewissens und mit berechtigter Zuversicht auf endlichen Sieg. Denn es steht gut um das deutsche Vaterland und seine heilige Sache, überaus gut. Kein Feind auf deutschem Boden. Wie im Frieden konnte der Landmann den herbstlichen Acker bestellen. Handel und Industrie haben sich rasch in die neue Lage gefunden, die Zahl der Arbeitslosen, welche niemals sehr groß war, geht jetzt zurück. Die Vertreter der internationalen Presse, welche Deutschland jetzt bereisen, haufen sich über die Betriebsamkeit, welche sie überall finden, über die Ruhe und Entschlossenheit, über die völlige Einigkeit des deutschen Volkes. Und besonders über dessen Kraft.

Die ungeheure Kraftentwicklung der Deutschen ist diesen selbst eine Offenbarung gewesen. Zwar fühlten sie sich stark und sie hatten das feste Vertrauen in die glänzende Organisation des Heeres. Aber als die Kriegserklärungen Schlag auf Schlag kamen, als sich den Küssen, den Granzosen, den Engländern noch die Belgier und sogar noch die Japan zugesellten, da ist es manchem tapferen und ernsthaften Patrioten doch etwas schwind geworden um die Rippen und er hat sich die Frage gestellt: Wird Deutschland leisten können, was in dieser Schicksalsstunde von ihm verlangt wird? Namentlich als die italienische Wölfe sich immer mehr zu versichern schien, als der Schlag aus dem Hinterhalt drohte — da war jene Frage nur zu sehr berechtigt.

Dann aber kam eine Liebererfahrung, eine freudige und hoffnungsvolle. Es stellte sich heraus, daß die Männer aus den sog. unteren Volksschichten nicht nur deshalb mitgingen, weil sie das mußten, sondern daß diese Männer aus sich selbst heraus erst an die hatten, daß Deutschland die tiefste, daß sie die Notwendigkeit dieses Kampfes verstanden. Es zeigte sich, daß der geringe Mann in Deutschland auf einer weit höheren Bildungsstufe steht, als sein gleichklassiger Kamerad im Feindesland. Der deutsche Schulmeister hat nicht nur die Schlacht um Königgrätz gewonnen. Aber noch ein anderer Schulmeister hat mitgewirkt. Die deutsche Sozialdemokratie hat nicht nur das gelehrt, was man, sehr einseitig gedacht, die Begehrlichkeit des vierten Standes zu nennen beliebt, sondern sie hat auch eine höchst schätzenswerte Lehrtätigkeit entwickelt. Seit vielen Jahren war Deutschland frei von Afleraten, aber das Bedürfnis, die Leistung zu betätigen, ist erst seit etwa dreißig Jahren in jenen Kreisen entwickelt worden. Und mit dem Leben kam das Nachdenken und besonders das politische Denken. Es hat sich eine ungeheure Wandlung vollzogen im Anschauungsstadium des deutschen Arbeiters und des deutschen Bauern. Beide sind weitsichtiger geworden. Sie haben erkannt, daß ihre Interessen nur auf dem Boden eines gesicherten Vaterlandes gedeihen können. Kein Deutscher ist in diesem Krieg gezeugt, ohne zu wissen, was auf dem Spiel stand. Nur so ist diese wunderbare Liebe zum Vaterland, diese Pflichttreue aller Volksschichten zu erklären. Und das erlebte und erkannte zu haben, ist ein Gewinn, welcher manche Schrecken des Krieges aufhebt.

Die jungen Regimenter Deutschlands bestehen zum größten Teile aus Kriegsfreiwilligen sowie aus Rekruten des Jahrganges 1914. Die Mehrzahl der Leute wird 19—20 Jahre alt sein. Ein Einschlag von älteren Reservisten wird beigegeben, dann auch eine Schaar junger starker Burschen, Freiwillige von 17—19 Jahren. Auch einzelne ganze junge sind dabei. Aus meiner Jugend kämpft einer, der noch nicht 16 Jahre zählt. Er war nicht zu halten. Die Eltern hoffen, daß man das Burschen nicht annehmen würde. Da er aber die sehr anstrengende Ausbildungszeit glänzend bestanden hatte, so konnte er auch mit ausrücken. — Die ersten dieser jungen Regimenter kämpften in den Nordschlachten in Flandern. Direkt aus den Eisenbahnwagen gingen an den Feind. Die Helme mit Staub geschmückt und mit dem Liebes „Deutschland über Alles“ auf den Lippen, führten sie Dismiden, eine Stellung, um welche wochenlang gerungen worden war, machten 2000 Gefangene und eroberten Kanonen und Maschinengewehre. Dieser Heldennut hat sogar den Engländern Ausdrücke der Bewunderung entlockt.

Die Ausbildung weiterer Jungmannschaften hat große Fortschritte gemacht. Nicht nur sind alle Läden, welche der Krieg bereits gerissen hat, wieder gefüllt worden, sondern weitere neue Armeekorps werden gebildet und so rasch als es nur irgend angeht an die Grenze geschickt. Wie viele Korps das deutsche Heer jetzt zählt, wissen nur die betr. Behörden, aber die Ziffer 75 wird wahrscheinlich schon überschritten sein. Mobil sind wenigstens vier Millionen Deutsche. Das ganze deutsche Volk stellt die jungen Helden, der Industriearbeiter nicht weniger, als der Bauern- und Mittelstand und die höheren Schichten der Gesellschaft. Vor den Kasernenhöfen stehen täglich Scharen von blutjungen Burschen, welche trauern, weil man sie nicht annehmen kann. Nach den Berechnungen der königlichen Zeitung kann Deutschland, wenn es sein muß, noch die doppelte Anzahl der Soldaten hergeben, welche es bis jetzt schon gestellt hat, zusammen wohl acht Millionen Mann. Auch die herben Verluste, welche schon zu beklagen sind, haben die Kriegsstimmung nicht beeinträchtigt. Mit einer erschütternden wirkenden Selbstverleumdung geben die Eltern ihre Söhne her, reißt sich der Mann von Weib und Kind los. Von weit über See suchen die Reservisten die Heimat zu erreichen, trotzdem das nur auf schlechtem Wege einzelnen gelingen kann. Weit über zehntausend dieser wackeren Männer schmachten in britischen Gefangenenerlagern. Als England vor einigen Wochen erklärte, daß Schiffe, welche nur fünfzig Reservisten brachten, frei durchgelassen werden sollten, da wurden diese Plätze sofort auf allen bereitstehenden Schiffen belegt. Als diese Schiffe sich Europas Küsten näherten, brachen die Engländer ihr Wort und taperten auch jene Reservisten. Viele der letzteren hatten im Auslande Vermögen; oder gute Stellungen im Stich gelassen. Welch bewundernswürdiger Heldennut, welche edle Vaterlandsliebe sieht man da.

Das Straßenbild der deutschen Großstädte ist von dem früheren nur wenig verschieden, jedenfalls muß man lange suchen, bis sich Spuren außergewöhnlichen Notstandes zeigen. Weniger elegant ist die Straße geworden, der Kleiderputz und der Pariser Schnitt wird nur selten und dann sehr wenig freundlich bemerkt. An den Krieg erinnern direkt nur die Verwundeten, denen der Ausgang gestattet ist. Schüchtern wagen sich auch die Theater wieder hervor. Die herrliche Dresdener Oper spielt zurüchst nur Sonntags. Lohengrin, Tannhäuser, Meistersinger und Freischütz werden gegeben. Die Ausländer und die Pensionisten, welche sonst das Parterre beherrschten, haben den Verwundeten die Plätze geräumt. Selbstverständlich haben die Verwundeten freien Eintritt. Im Schauspielhaus wird täglich gespielt. Die drei namhaftesten deutschen Dichter Schiller, Kleist, Heibel beherrschen den Spielplan. Dazwischen fallen patriotische Vokale mit Einacten, Regitationen, Liedern. In den großen Sälen treten viele und sehr tüchtige Redner auf, zumeist Universitätslehrer oder Männer wie Rohrbach, Traub, Naumann, sowie bedeutende Volkswirtschaftler. Das Volk strömt zu diesen Vorträgen. Zum Schluß erhebt sich das ganze Haus und singt „Deutschland, Deutschland, über Alles“. Dies ternige Abendlied, welches Deutschlands Hoffen und Verlangen der schönsten Ausdruck verleiht, beherrscht jetzt alles. Die Wacht am Rhein, das 70er Schlacht- und Kampflied, hört man, entsprechend den anderen Zielen dieses Krieges, nur selten. Viele Konzerte werden gegeben, deren Betrag der Kriegsspende zufließt. Darunter man endlich wieder viele lang verborgen gebliebene deutsche Kunstwerke kennen, namentlich von Bach, Beethoven, Brahms. Nichts beruhigt die Nerven besser, als eine Beethoven'sche Symphonie oder ein Seelenbesenfen in die töstlichen Harmonien des alten Johann Sebastian.

Der Krieg hat mit mancher Geschmacksveränderung aufgeräumt. Zunächst mit dem Ausländerhumor in der Musik. Das brauchen die Deutschen nicht. Sie sind ja die Musikmeister der ganzen Welt, auf dem Gebiete der edlen, edlen und veredelnden Musik. Auch das häßliche pikante Wiener Gezwitscher will man nicht mehr. Und der Operettenschlamm ist völlig beseitigt. Statt frivolster Musik kommt der deutsche Klassiker zur Geltung, daneben als Volksmusik das patriotische deutsche Lied, sowie das alte herrliche Volkslied und der Militärmarsch. Auch der Männerchor feiert viele Triumphe.

Die Kirchen füllen sich wieder. Der deutsche Kanzelredner hat sich mehr

dem Zeitgeist angepaßt. Auch sein Thema ist jetzt Deutschland. So mancher alte Heide (im Goethe'schen Sinne) findet den Kirchweg wieder, den er so lange gemieden. Aber das orthodoxe Oberkassatorium, welches die Jathe und Traub u. s. w. von den Kanzeln gewiesen hat, wird wenig Freude an diesem „Kriegs-Christentum“ erleben. Es ist eine Volkschristlichkeit entstanden, die aus dem Ernste der Zeit geboren wurde, eine religiöse Stimmung, in welcher alle Bekannnisse sich finden und in welcher auch die im letzten Jahrzehnt so rasch angewachsene Gemeinde der Neusten ihren Platz gefunden hat. Ob diese Stimmung den Krieg überdauern wird, läßt sich noch nicht beurteilen.

Der alte Hindenburg ist jetzt fast so volkstümlich in Deutschland, wie es seiner Zeit der alte Fritz in Preußen gewesen ist. Beiläufig der alte Fritz, welcher über die Millionen Menschen ihren Platz gefunden hat, zum Kaiser gebot, hat sich sieben Jahre lang freudig gegen Geiner behauptet, welche über hundert Millionen Untertanen verfügten.

Neben Hindenburg wächst nur noch einer beständig in der Achtung und in der Liebe der Deutschen. Und das ist der Kaiser. Daß er nicht selbst als erster Kriegsheld hervortreten will, daß er seinen Generalen alle Ehre und allen Ruhm überläßt, empfindet jeder Deutsche mit Freude. Daß der Kaiser bis zur letzten Minute den Krieg abzugeben suchte, weiß jeder Deutsche, auch jeder Sozialdemokrat, und freudig wird das betannt. Man hörte nicht auf das alberne Gemäch der englischen u. amerikanischen Zeitungen. Das deutsche Volk ist mit dem Kaiser zufrieden und folgt ihm jetzt lurch und dünn. Darauf kommt es an, nicht darauf, ob der Kaiser der ausländischen Presse gefällt. Wenn heute Deutschland ein demokratischer Staat wäre und einen Präsidenten zu wählen hätte, so würde man Wilhelm II. so gut wie einstimmig erwählen. Denn er ist ein Ehrenmann, ein bedeutender Kopf und, vor allem, er ist ein deutscher Patriot.

Aben Scheitel bis zur Kehle. Aber Deutschland ist kein demokratischer Staat und wird es auch in absehbarer Zeit nicht werden. Kann es auch nicht werden, denn es behält seine Nachbarn. Daß Deutschland diesen ungeheuren Krieg nur führen kann unter der monarchischen Staatsform davon ist hier jedermann überzeugt, auch der eingeleitetste Sozialdemokrat, wenn es dieser auch nicht zugeben will. Wo wären wir jetzt mit der vielgerühmten Miliz, selbst wenn wir das Schweizer Muster kopieren könnten? Ganz sicher im Abgrund.

Eine Arbeitslosen-Statistik aus Sachsen will ich anführen. Das Königreich Sachsen bildet neben dem Rheinlande Deutschlands größtes geschlossenes Industriegebiet. Ende August waren in Sachsen 143,099 Arbeitslose. Mitte November war diese Ziffer nach genauer Zählung auf 69,618 herabgesunken. Dieser Rückgang spricht Bände! Es steht gut in Deutschland auch in wirtschaftlicher Beziehung. Und es steht gut um Deutschlands Fahnen. Noch werden deren Spitzen nicht vom vollen Siegesglanz umstrahlt, aber das eine ist schon gewiß: eine Niederlage ist unmöglich.

Und in Amerika soll ein Umschwung zugunsten Deutschlands eingetreten sein! Soll mich sehr freuen, hoffe, daß es anfäh. Aber ich finde, daß man dieser ganzen amerikanischen Stimmungssache viel mehr Bedeutung beilegt, als ihr zubilligen ist. Der Frieden hängt davon nicht ab. Nicht im geringsten. Zu einem Kongressfrieden, nach Art des russisch-japanischen, wird Deutschland nie seine Zustimmung geben.

## Deutsch-Oesterreicher.

Eine Stärkung des Volksbewußtseins eine Folge des Krieges.

Ein steirisches Regiment zog durch die Dichten, jauchzenden und singenden Wäldern dem Bahndorfe zu. Hundert Fahnen und Bänder flatterten über den jubelnden Reihen im Abendwind, Tücher winkten, Blumen, Kränze, Kränze regneten von den Fenstern auf die bekränzten Krieger, die die blaugrauen Wägen in der Luft schwenkten; aus den blauen Augen, die nun vielleicht kalt und fremd in die ewige Leere starrten, leuchtete das fröhliche Leuchten, stark und stolz und unbeflegbar in des Lebens großen Tag zu wandern. Der Jubel der Zurückbleibenden mischte sich mit dem Jauchzen, Jubeln und Singen der Ausziehenden zu einem einzigen Befreiungsschrei, in dem die schmet-

ternden Klänge der Marschmusik machlos erklangen. Hätte nicht da oder dort ein weinendes Weib am Arm eines bärtigen Reservisten gehangen, — man wäre durch nichts daran erinnert worden, daß diese jauchzende Masse in den mörderischen Weltkrieg ziehe. Der festliche Lärm verdichtete sich zu einem einzigen Heul bei Anblick einer Kompanie, an deren Spitze ein älterer Oberleutnant, zweifellos ein Reservist, schritt. Die von Schmissen zerfetzte Wange verriet den ehemaligen Farbenstudenten; Kornblumen zierte seine Feldmütze — und um die Brust hatte der f. u. l. Offizier das einst als staatsgefährlich so sehr verdammte Schwarz-Rot-Gold geflungen. Hinter dem Offizier aber schritt ein stämmiger Zugführer mit einer mächtigen schwarz-rot-goldenen Fahne; goldene Ketten glänzten und blitzten im Sonnenstrahl: „Durch Reinheit zur Einheit“ — der Wahlspruch Georg Schönerers, dessen Anhänger zu sein noch vor wenigen Jahren fast offen Hochverrat gleichkam. Mancher, der vor zwei Jahrzehnten begeisterter Student gewesen, mochte bei diesem Anblick an die vielen bewegten Kommerze denken, die damals von der staatlichen Polizeihörde aufgelöst worden, nur, weil ein Telegramm des ebenso gehaltenen als vergötterten Erfinders der österreichischen alldutschen Bewegung verlesen werden sollte! In der Tat hätte noch vor einem halben Jahre niemand zu träumen gewagt, daß von den Fenstern einer österreichischen Kaserne — wie das in Steiermark der Fall gewesen — ein schwarz-rot-goldene Fahnen flattern, daß österreichische Regimenter unter den Klängen deutscher Nationallieder in den Krieg ziehen würden.

Der greise Bürgermeister von Marburg an der Drau versicherte dem ihm huldigenden Offizieren dieser Stadt mit vor Würigung zitternder Stimme, daß er stolz sei, noch erlebt zu haben, wie f. u. l. Offiziere die „Wacht am Rhein“ anstimmten. Tempora mutantur! Sie war lange ein staatsgefährlicher Gesang gewesen, die folge, einleitende Schlachthymne des Siebzigerkrieges! Von zehntausenden alter und junger, wichtiger und satterer, zorniger und zögernder Stimmen gefungen, brante sie am 18. August dieses Jahres vom altherwürdigen Hauptplatz der Stadt Graz in den feierlichen Nachmittags empor und alte Männer bekannnten mit Tränen in den Augen, daß sie es zu ihren schönsten Erlebnissen zählten, dieses Lied zum ersten Male bei einer patriotischen Kaisergeburtstagsfeier ertönen zu hören: war es doch an derselben Stelle, wo vor sieben Jahren deutsches Blut unter den Augen österreichischer Soldaten geflossen, als sich die „deutsche Stadt Oesterreichs“ in verweirtesten Straßenkundgebungen gegen die bittere Ungerechtigkeit der alles Deutschtum zu erschöpfen bestimmten Bodenischen Sprachverordnungen wehrte. Auch damals sang aus zehntausend Stimmen die „Wacht am Rhein“ über den Grazer Hauptplatz; aber es sang Groß und Väterkeit, Hof und Bergweisung aus dem Gesange, zitternder Schmerz, darüber, daß der von deutscher Kraft erbaute Donaukastell slavischer Willkür ausgeliefert werden sollte, drohendes Verhängnis, bei der schwarz-rot-goldenen Sturmflut auszubarren trotz Ungunst und Verfolgung. Das Lied, das mit gleicher Wucht und Innigkeit durch ganz Deutsch-Oesterreich erbraute, hat Waden, den „eisernen Grafen“, über Nacht hinweggejagt; nicht so leicht freilich war das System wegzufegen, das seit Thun und Taaffe, bewußt oder unbewußt, den letzten Rückgang deutscher Geltung herbeiführte.

Eine dumpfe Staatsverdroffenheit hatte sich des Oesterreichischen Deutschtums bemächtigt, eine Verbitterung und stumpfe Gleichgültigkeit, die die gänzliche Verkümpfung des politischen Lebens zur Folge hatte. Da kam der Tag des Ultimatum; jäh und unbereitet wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Und mit einem Schlag war aus dem Oesterreich der Teilnahmslosen, der Verbitterten, an allen Bergweiselnden ein Deutschtum der Jungen, Starke, Zukunftsgläubigen geworden; die wichtige, so ganz und gar ungewohnte männliche Sprache hatte wahre Wunder gewirkt. Man fühlte, daß wieder Tage der Tat und des Hiebewußtseins angebrochen seien, daß die Zeit des für den ganzen Staat typisch ge-

wordenen wienerischen „Weiterwurftens“ vorüber sei, daß man wieder stolz sein könne, sich Oesterreicher nennen zu dürfen.

In der Tat darf man sagen, daß dieses Gefühl der Befreiung, das wie ein großes Atemholen durch den Staat ging, ein allgemeines war, daß auch die nichtdeutschen Völker sich der Größe des Augenblicks nicht zu entziehen vermochten, daß diejenigen ihrer Politiker, die für den Fall eines deutschen Krieges eine Katastrophe prophezeit — und vorbereitet hatten, nun Feldherren ohne Heere blieben, geschlagene Größen, deren lauteste Wortführer im sicheren Gewahrjam der österreichischen Gefängnisse umsonst vom jauchzenden Ansturm ihrer Befreier träumten.

Für das vielgeschmähte, überall in seiner Entwicklung gehemmte Deutsche Volkstum der Dittmark aber war nun der große Tag gekommen. Die alte Hagentreue, die 1866 nicht verlagte, als es gegen die eigenen Stammesbrüder zu kämpfen galt, erwachte von neuem — auch, als man noch nicht glaubte, daß der ferbische Streitfall einen Weltkrieg, einen deutschen Krieg entzünden würde. Und als auch diese letzte Folgerung politischer Logik stolze Gewissheit geworden war, steigerte sich die warme Begeisterung zu jener fieberhaften Erregung, deren wohl nur das leichter entzündliche Wesen des österreichischen deutschen Volkstammes unter dem Eindruck großer Ereignisse fähig wird.

Aus der letzten Kasperlensche, aus der arbeitslosen Arbeiterwohnung jauchzte und jubelte das Bewußtsein, daß es etwas Besonderes heiße, ein Deutscher zu sein, und daß es in diesem Kriege um eben dieses Deutschtum gehe, um die Sprache, die wir sprechen, um die Lieder, die wir singen, um die Arbeit, die wir leisten.

Und darin liegt, möge sich der Ausgang des Krieges nun so oder so gestalten, seine große völkische Bedeutung für die Deutschen Oesterreichs. Volksbewußtsein und völkischer Stolz, Begriffe, die bis heute für die große Masse nichts anderes als papierene Schlagworte bedeuteten, sind mit einem Male zu lebendigen, als selbstverständlich empfundenen Tatsachen geworden, die völkische Bewegung, die bei allen schönen Erolgen doch bis heute nur als eine Sache der gebildeten Schichten erdicht und allmählich zu deren Wagnis zu verknüpfen drohte, ist nun eine wahrhafte Volksbewegung geworden, die auch nach dem Kriege nicht völlig wird verjanden können. Der Krieg wird vielmehr den österreichischen Deutschen deutlicher und eindringlicher, als es die eindringliche Predigt eines Schutzvereinsredners vermöchte, belehrt haben, sich nicht nur als Oesterreicher, sondern vor allem als deutscher Oesterreicher zu fühlen. Die internationalen Schlagworte der hauptsächlich die Masse beherrschenden Parteien sind über Nacht gebrochen, die gesellschaftliche Zerklüftung hat der Strig überbrückt, die bedeutendsten Hindernisse, die der Nationalisierung der Massen entgegenwirkten, sind überwunden, der Krieg hat das deutsche Volk über Nacht nationalisiert. Die österreichischen deutschen Politiker mühten geradezu erbärmliche Stimmer sein, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, diese Stimmung einzuschwächen und eine neue, gesunde, maßvolle deutschnationale Bewegung von dauernder Geltung ins Leben zu rufen. Auf die Zahl pochend, muß es ihnen auch gelingen, auf die Regierung Einfluß zu nehmen und sich haarsträubende Drangalierungen des Deutschtums und vor allem der örtlichen deutschen Widerheiten, wie sie in den letzten Jahren auf der Tagesordnung waren, für alle Zukunft zu verhindern. Die Regierung selbst aber wird sich der Erkenntnis nicht zu entziehen vermögen, was das Deutschtum in diesen Zeiten für den Staat bedeutete, wird sich vor allem die Frage vorlegen müssen, welcher nationaler Herkunft der überwältigende Großteil der Hunderttausende von Freiwilligen ist, wie der Großteil, der für die Zwecke der Kriegsfürsorge aufgebracht riesigen Geldsummen. Freilich wird sie dem Trude gequersicher Strömungen nur dann standzuhalten vermögen, wenn sie sich auf eine wirklich machtvolle deutsche Volkspolitik zu stützen vermag.

Ein drittes für Deutsch-Oesterreich wertvolles Ergebnis des Krieges aber erwartet man vom Deutschen Reiche. Nach den heute vorhandenen Tatsachen braucht man es freilich kaum mehr zu erwarten, sondern darf es bereits begrüßen: die Erkenntnis nämlich, wie wertvoll

ein starkes Oesterreich für die Zukunft des Deutschen Reiches erscheint, wie notwendig es aber auch ist, daß in diesem Oesterreich das bodenständige deutsche Volk Geltung und Einfluß bewahrt und, wo es diese verloren, wiedergewinnt. Lange genug hat man im Deutschen Reiche vergessen, daß im benachbarten Donaustaate zehn Millionen Deutsche auch für allgemeindeutsche Ziele zu kämpfen und leben haben. Dieser Kampf des österreichischen Deutschtums tobte lange, ehe man von einem Weltkrieg zu träumen wagte, er wird auch nach diesem noch lange nicht zu Ende sein. Die deutschen Schutzvereine Oesterreichs werden auch nach dem Kriege große Aufgaben zu erfüllen haben. Ob sie diese ohne Unterstützung von außen zu erfüllen imstande sein werden, ist mehr als fraglich. Wie weit das gesamte deutsche Volk zu dieser Unterstützung berufen sein wird, wird sich freilich erst nach dem Kriege eingehend erörtern lassen.

## Französische „Kultur“.

Vergewaltigung deutscher Sanitätsmannschaften.

Es wurde vor einiger Zeit gemeldet, daß eine Anzahl von Ärzten, Krankenpflegerinnen und Sanitätsmannschaften aus deutschen Feldlazaretten, die den Franzosen in die Hände fielen, unter allen möglichen solchen Anschuldigungen zurückgehalten und vor ein Kriegsgericht gestellt worden seien, das sie wegen angeblich bezugener Plünderungen und Gewalttaten und Vernachlässigung von Verwundeten zu schweren Gefängnisstrafen verurteilte.

Es dürfte sich empfehlen, auch gegenüber dieser Vergewaltigung deutscher Sanitätsmannschaften durch Franzosen entsprechende Vergeltung zu üben. Denn das Verhalten der Franzosen im Kampfe läßt starke Bedenken darüber aufkommen, ob man sie wirklich auf eine so hohe Kulturstufe stellen darf, wie sie es selbst gerne beanspruchen möchten. Verwundete Franzosen haben immer wieder auf Deutsch gesprochen und selbst auf solche, die ihnen Hilfe zu bringen versuchten, ja sogar auf Ärzte und Krankenenträger. Doch das wäre viel leicht noch nicht das Schlimmste, man könnte darin den Fanatismus einzelner erbilden, obwohl diese Fälle sich außerordentlich gehäuft haben. Eine bisher in der Kriegführung sogenannte Kulturstaaten unehörte Barbarei haben aber die Franzosen in diesem Kriege eingeführt, indem sie es nicht zulassen, daß nach einem Geschehe das Kampffeld zwischen den deutschen und französischen Schützengräben nach Verwundeten abgeerntet wird, selbst dann nicht, wenn es sich nur um Verwundete aus ihren eigenen Reihen handelt. Sie lassen die Verwundeten lieber auf dem Schlachtfeld an ihren Wunden und an Hunger elend zugrunde gehen, als daß sie ihre Bergung durch eine vorübergehende Waffenruhe ermöglichen. Jeder, der diesen Armen Hilfe bringen will, wird von den französischen Schützengräben aus niedergegeschossen. Auch bei Sanitätsmannschaften und Ärzten gegenüber wird hier kein Unterschied gemacht.

Wenn man diese Tatsachen unparteiisch beurteilt, so kann man wohl keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, wo in Wahrheit die Barbaren zu suchen sind, auf deutscher Seite, von der aus eine feierliche Kathedrale mit einigen Granaten beschossen wurde, weil sie den Franzosen als Dedung für ihre schweren Geschäfte und als Beobachtungsposten diente, oder auf französischer Seite, wo man ohne erlichlichen Grund, aus purer Grausamkeit, Verwundete in der besten Weise unkommen läßt. Und nun noch einen Beleg dafür, wo die wahren Barbaren zu suchen sind. Bei den Kämpfen in Lothringen hatten ungefähr 150 Franzosen die Waffen gestreckt. Als sie eben von den Deutschen umzingelt wurden, um ihnen die Waffen abzunehmen, fiel aus den Reihen der Gefangenen ein Schuß und ein deutscher Major stürzte tödlich getroffen zu Boden. Die sofort angestellte Untersuchung, wer von den Franzosen den Schuß abgegeben habe, führte zu keinem Ergebnis, und die Deutschen schickten sich schon an, nach Kriegsgericht sämtliche französischen Gefangene zu föllieren, als der befehligende Offizier dem Einhalt gebot, weil er es nicht über's Herz bringen konnte, 150 Menschenleben wegen eines Schurken zu opfern. Dieser Fall zeigt wohl am besten, was man vom deutschen Barbarentum zu halten hat.